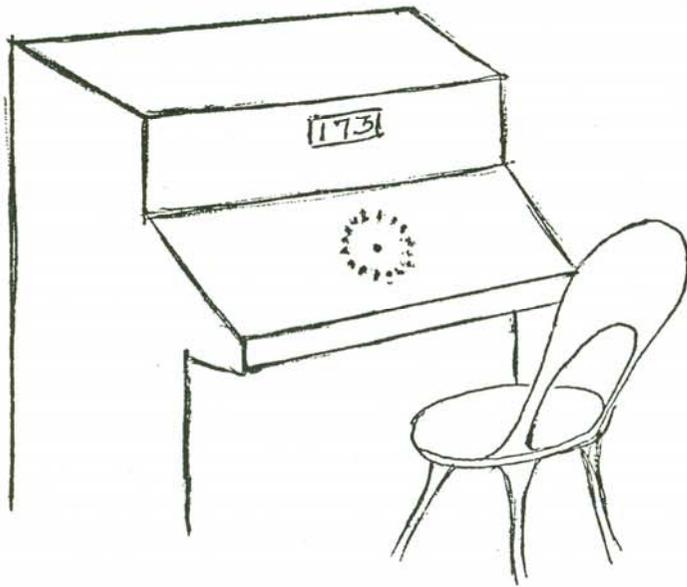


Der vielarmige Bandit

Der Leser weiß vermutlich, was ein einarmiger Bandit ist: ein Spielautomat, in dem drei oder vier Scheiben durch das Herunterziehen eines Hebels (des »Arms«) in rasche Drehung versetzt werden. Wenn zwei oder mehrere Scheiben schließlich in derselben Stellung stehen bleiben, gewinnt der Spieler; wenn (wie es viel wahrscheinlicher ist) sie dies nicht tun, schluckt die Maschine die Münze, durch deren Einwurf der Spieler den Arm entriegelte. Man versucht also sein Glück gegen das kapriziöse, unbestimmbare »Verhalten« des Spielautomaten, und nicht selten entwickelt man dabei kleine, aber gläubische Ideen über das Innenleben des einarmigen Banditen. (Es handelt sich dabei um ungefähr ebenso harmlose Schrullen, wie es die komischen Verrenkungen des Keglers nach Loslassen der Kugel sind; Verrenkungen, die anscheinend den Zweck haben, den Lauf der Kugel auf die Kegel hinzusteuern.)



Der vielarmige Bandit

Abbildung 4

Eine etwas ähnliche, aber kompliziertere Maschine wurde von Wright an der Stanford-Universität gebaut und »vielarmiger Bandit« genannt. Sie hat allerdings keine Arme, sondern sechzehn identische und unbezeichnete Klingelknöpfe, die kreisförmig auf einem Schaltbrett angeordnet sind. Im Mittelpunkt des Kreises ist ein siebzehnter Druckknopf und über den Knöpfen ein dreistelliges Zählwerk angebracht (siehe Abbildung 4 auf Seite 64).

Die Versuchsperson nimmt vor dem Schaltbrett Platz und erhält folgende Anweisung:

»Ihre Aufgabe ist es, diese Knöpfe so zu drücken, daß Sie eine Höchstzahl von Punkten hier im Zählwerk erzielen. Sie wissen jetzt natürlich noch nicht, wie Sie das erreichen können, und Sie müssen sich zunächst also auf blindes Ausprobieren verlassen. Langsam aber wird sich Ihre Leistung verbessern. Wenn Sie den richtigen Knopf oder einen aus einer Reihe von richtigen Knöpfen drücken, werden Sie einen Summertone hören, und das Zählwerk wird einen Punkt mehr anzeigen. Sie werden pro Tastendruck nie mehr als einen Punkt gewinnen und keine bereits gewonnenen Punkte wieder verlieren.

Beginnen Sie, indem Sie einen Knopf des Kreises einmal drücken. Drücken Sie dann den Kontrollknopf in der Mitte, um herauszufinden, ob Sie damit einen Punkt gewonnen haben. Wenn das der Fall ist, werden Sie beim Drücken der Kontrolltaste den Summer hören. Drücken Sie dann wieder einen Knopf am Kreis (entweder einen anderen oder denselben) und prüfen Sie Ihre Leistung dann wiederum durch das Drücken des Kontrollknopfs. Nach jedem Drücken eines Knopfs am Kreis müssen Sie also den Kontrollknopf drücken.«*

Was die Versuchsperson nicht weiß, ist, daß die »Belohnung« (der Summertone, der ihr mitteilt, daß sie den »richtigen« Knopf gedrückt hat) nichtkontingent ist; das heißt, es besteht kein Zusammenhang zwischen den von ihr gedrückten Tasten und dem Ertönen des Summers.

Das Experiment besteht aus einer ununterbrochenen Reihe von 325 Versuchen (Knopfdrücken), die in 13 Gruppen von je 25 Versuchen eingeteilt sind. Im Verlauf der ersten zehn Gruppen (den ersten 250 Versuchen) erhält die Versuchsperson eine gewisse Anzahl von Bestätigungen (Summertönen), die aber *wahllos* gegeben werden, so daß sie der Versuchsperson nur höchst ungefähre Annahmen über die (nichtbestehenden) Regeln gestattet, die sie entdecken zu müssen glaubt. Im Verlauf von Gruppe elf und zwölf (das heißt während

* Sowohl diese Anweisungen als auch die Beschreibung des Versuchs sind hier in stark gekürzter Form aus [189] und [190] wiedergegeben.

P. Watzlawick

Wie wirklich ist die

Wirklichkeit?

Marx 1978

der nächsten 50 Versuche) erhält die Versuchsperson keinen einzigen Summertone; in der letzten Gruppe (den letzten 25 Versuchen) ertönt der Summertone nach jedem Tastendruck.

Man versetze sich nun in die durch das Experiment herbeigeführte Lage: Nach dem erfolglosen Drücken einiger Knöpfe ertönt der Summertone zum ersten Mal. Da es aber eine weitere Bedingung des Experiments ist, daß man keine Notizen machen darf, muß man nun das eben richtig Gemachte irgendwie zu wiederholen versuchen. Diese Versuche schlagen aber hartnäckig fehl, bis der Summertone auf einmal wieder ertönt. Die Situation scheint vorläufig weder Hand noch Fuß zu haben. Langsam aber bilden sich einige scheinbar verlässliche Annahmen heraus. Gerade dann aber geht irgend etwas schief (Versuchsgruppen 11 und 12), das alles bisher Erarbeitete in Frage stellt, denn auch nicht ein einziger Versuch erweist sich als richtig. Alles scheint umsonst, doch glücklicherweise macht man nun die entscheidende Entdeckung, und von diesem Augenblick an (Gruppe 13) ist der Erfolg hundertprozentig: man hat die Lösung gefunden.

An diesem Punkte angelangt, wird den Versuchspersonen die Wahrheit über die Versuchsanordnung mitgeteilt. Ihr Vertrauen in die Richtigkeit der eben erst mühsamst erarbeiteten Lösung ist aber so unerschütterlich, daß sie die Wahrheit zunächst nicht glauben können. Einige nehmen sogar an, daß der Versuchsleiter derjenige ist, der einer Täuschung zum Opfer fiel, oder daß sie eine bisher unentdeckte Regelmäßigkeit in der angeblichen Regellosigkeit des sogenannten Randomisators im Apparat (des Zufallsmechanismus, der bei Drücken des Kontrollknopfs den Summertone entweder ertönen läßt oder nicht) gefunden haben. Anderen muß die Rückseite des vielarmigen Banditen gezeigt und damit bewiesen werden, daß die sechzehn Schaltknöpfe an nichts angeschlossen sind, bevor sie sich von der Nichtkontingenz des Experiments überzeugen.*

Das Elegante an diesem Versuch ist, daß er das Wesen eines universalen menschlichen Problems klar herausstreicht: Wenn wir nach lan-

* Der Anthropologe Gregory Bateson fragte sich einmal, welche Schlußfolgerungen ein sogenannter Schizophrener in dieser Lage ziehen würde, und hielt folgende Vermutung für die wahrscheinlichste: »Diese Knöpfe haben überhaupt keine Bedeutung – da sitzt jemand im andern Zimmer und läutet den Summertone, wann immer es ihm einfällt.« [17]

gem Suchen und peinlicher Ungewißheit uns endlich einen bestimmten Sachverhalt erklären zu können glauben, kann unser darin investierter emotionaler Einsatz so groß sein, daß wir es vorziehen, unleugbare Tatsachen, die unserer Erklärung widersprechen, für unwahr oder unwirklich zu erklären, statt unsere Erklärung diesen Tatsachen anzupassen. Daß derartige Retuschen der Wirklichkeit bedenkliche Folgen für unsere Wirklichkeitsanpassung haben können, versteht sich von selbst.

Was die Hartnäckigkeit und Komplexität dieser Pseudolösungen betrifft, konnte Wright nachweisen, daß die absurdesten Erklärungen von jenen Versuchspersonen zusammengestellt wurden, deren Tastendrucke während der Versuchsgruppen eins bis zehn zur Hälfte für richtig erklärt wurden. Versuchspersonen, deren Versuche öfter als 50 % mit dem Summertone »belohnt« wurden, entwickelten verhältnismäßig einfache Erklärungen; andere, deren Versuche mit weit unter 50 % liegender Häufigkeit für richtig erklärt wurden, fanden das Problem häufig unlösbar und gaben auf. Auch die Parallele zwischen diesem Aspekt des Experiments und wirklichen Lebenssituationen ist offensichtlich – und beunruhigend.

Von Zufall und Ordnung

»Natura abhorret vacuum«, sagte schon Spinoza, und wer nicht gerade ein Wissenschaftsphilosoph ist und deshalb seine Zweifel an diesem Ausspruch hat, findet es immerhin plausibel, daß es der Natur an einer gewissen Ordnung der Dinge gelegen sein sollte. Mischen wir aber ein Pack Spielkarten und fänden sie dann fein säuberlich in die vier Farben und von As bis König geordnet, so würde uns dies etwas zu ordentlich erscheinen, um glaubhaft zu sein. Wenn uns ein Statistiker dann belehrt, daß diese Ordnung genauso wahrscheinlich ist wie jede andere, werden wir ihn zunächst vermutlich nicht verstehen, bis es uns endlich dämmert, daß tatsächlich jede durch das Mischen der Karten erzielte Ordnung (oder Unordnung) genauso wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist wie jede beliebige andere. Der einzige Grund, weshalb uns die ersterwähnte Ordnung so ungewöhnlich erscheint, ist lediglich der, daß wir aus Gründen, die nichts mit Wahrscheinlichkeit zu tun haben, sondern nur mit un-

sen [25], der ihm Anhaltspunkte für ungewöhnliche Forschungsprojekte vermitteln kann.

Jedenfalls ist die Tatsache, daß der gesamte Sinn eines Ereignisablaufs von dem Ordnungsprinzip abhängt, das ihm der Beobachter sozusagen aufstülpt, von wesentlicher Bedeutung für unsere Wirklichkeitswahrnehmung und leitet auf das nächste Thema über.

Interpunktion - oder: Die Ratte und der Versuchsleiter

Wohl alle Psychologiestudenten kennen den alten Witz von der Laborratte, die einer anderen Ratte das Verhalten des Versuchsleiters mit den Worten erklärt: »Ich habe diesen Mann so trainiert, daß er mir jedesmal Futter gibt, wenn ich diesen Hebel drücke.« Damit beweist die Ratte, daß sie in derselben Reiz-Reaktionsfolge eine andere Gesetzmäßigkeit sieht als der Versuchsleiter: Für ihn ist der Hebeldruck der Ratte eine von ihr erlernte *Reaktion* auf einen von ihm unmittelbar vorher gegebenen Reiz; wie aber die Ratte die Wirklichkeit sieht, ist ihr Hebeldruck ein *Reiz*, den *sie* dem Versuchsleiter erteilt, worauf er mit dem Geben von Futter als erlernter Reaktion antwortet usw. Obwohl beide also dieselben *Tatsachen* sehen, schreiben sie ihnen zwei sehr verschiedene Bedeutungen zu und erleben sie daher buchstäblich als zwei verschiedene Wirklichkeiten. Da ich dieses Phänomen des Einteilens oder Gruppierens, diese sogenannte *Interpunktion* von Ereignisabläufen an anderem Orte [176] ausführlich behandelt habe, möchte ich mich hier auf einige weniger theoretische Veranschaulichungen beschränken. Ich werde daher der Frage ausweichen, warum es unerläßlich ist, zu interpunktieren, das heißt der Wirklichkeit eine bestimmte Ordnung zuzuweisen, und möchte nur die offensichtliche Tatsache herausstreichen: nämlich daß ohne diese Ordnung unsere Welt uns regellos, chaotisch, völlig unvorhersehbar und daher äußerst bedrohlich erscheinen würde. Schon in den frühen zwanziger Jahren haben die Gestaltpsychologen diese Tendenz zum unablässigen Ordnen der Umwelt von der Neurophysiologie einfacher Organismen bis in die differenziertesten menschlichen Funktionen hinauf verfolgt.*

* Unvereinbare Interpunktionen sind die Basis vieler Witze und nicht nur jenes

Wir sehen also, daß das verschiedene Ordnen (Interpunktieren) von Ereignisabläufen im eigentlichen Sinne des Wortes verschiedene Wirklichkeiten erzeugt. Dies läßt sich besonders klar in bestimmten Formen menschlicher Konflikte erkennen. So mag eine Mutter sich zum Beispiel als die einzige Brücke zwischen ihrem Mann und ihren Kindern sehen – ohne ihre dauernde Anstrengung, zwischen ihnen zu vermitteln, bestünde zwischen ihm und den Kindern überhaupt keine Bindung. Der Mann aber ist weit davon entfernt, ihre Sicht des Problems zu teilen. Für ihn ist sie ein dauerndes Hindernis zwischen ihm und den Kindern – wenn sie sich nur nicht ewig einmischen würde, könnte er zu ihnen eine viel engere und herzlichere Beziehung haben. Genau wie die Ratte und der Versuchsleiter sehen auch sie nicht die einzelnen Ereignisse *als solche* anders, sondern die Bedeutung, die innere Ordnung ihres Ablaufs – und dies führt dann zu so widersprüchlichen Perspektiven wie »Brücke« oder »Hindernis«.

Ein Ehemann hat den begründeten oder irrtümlichen Eindruck – für unsere Überlegungen ist das von ganz untergeordneter Bedeutung –, daß es seiner Frau peinlich ist, mit ihm in der Öffentlichkeit gesehen zu werden. Ein Zwischenfall liefert ihm einen weiteren »Beweis« für die Richtigkeit seines Verdachts. Sie waren, etwas verspätet, auf dem Weg zu einer Vorstellung, und als sie vom Parkplatz auf das Theater zueilten, ging sie (laut ihm) hinter ihm her. »Gleichgültig, wie langsam ich auch ging, du bliebst immer einige Schritte hinter mir.« »Das ist nicht wahr«, empört sie sich, »wie sehr ich mich auch beeilte, du hieltst dich absichtlich immer mehrere Schritte vor mir.«

Zu diesem Beispiel ließe sich einwenden, daß es eher ein umgekehrtes Interpunktionsproblem veranschaulicht, nämlich in dem Sinne, daß der Konflikt nicht durch die widersprüchlichen *individuellen* Interpunktionen der beiden Partner verursacht wurde, sondern daß sie bereits eine widersprüchliche Auffassung von ihrer Beziehung hatten und daher, jeder für sich, verschieden interpunktierten. Dies stünde durchaus im Einklang mit Einsteins Bemerkung »Die Theorie bestimmt, was wir beobachten können«. In menschlichen Beziehungen ist aber die Theorie (also die Interpunktion) selbst das Ergebnis

von der Ratte. Zum Beispiel: Ein Mann kommt in den Himmel und trifft dort einen alten Freund, auf dessen Schoß ein dralles, süßes Mädchen strampelt. »Wie himmlisch«, sagt der Neuangekommene, »ist sie deine Belohnung?« »Nein«, sagt der alte Mann traurig, »ich bin ihre Strafe.«

von Interpunktion. Wenn man aus puristischen Gründen versucht, zu entscheiden, was zuerst kam – der Konflikt oder die Interpunktion –, ergeht es einem nicht besser als den Scholastikern, die sich darüber stritten, ob das Ei oder die Henne zuerst kam. Eben darin aber liegt der Fehler, den die Partner in einem Beziehungskonflikt meist begehen, nämlich zu übersehen, daß sie ihre zwischenpersönliche Wirklichkeit widersprüchlich geordnet haben und nun blind annehmen, daß es nur *eine* Wirklichkeit und daher auch nur eine richtige Wirklichkeitsauffassung (nämlich die eigene) gibt. Daraus folgt zwangsläufig, daß der Partner verrückt oder böswillig sein muß, wenn er die Dinge ganz anders sieht. Es besteht aber guter Grund zur Annahme, daß die Kausalität von Beziehungen zwischen Organismen (vom Menschen bis hinunter zum Einzeller) kreisförmig ist und daß genauso, wie jede Ursache eine Wirkung bedingt, jede Wirkung ihrerseits zu einer Ursache wird und damit auf ihre eigene Ursache zurückwirkt [177]. Zwei in diesem Irrtum gefangene Beziehungspartner sind wie zwei Menschen, die unter Verwendung von zwei verschiedenen Sprachen vergeblich um Verständigung ringen, oder zwei Spieler, von denen der eine Tarock-, der andere Skatkarten in der Hand hält und deren gegenseitige Erbitterung über das unsinnige Spielverhalten des anderen rasch wächst. Oder um dasselbe Kommunikationsmuster durch ein oft zitiertes, praktisches Beispiel zu veranschaulichen:

Während der letzten Phasen des Zweiten Weltkriegs und in den unmittelbaren Nachkriegsjahren hielten sich Millionen amerikanischer Soldaten auf ihrem Weg zum europäischen Festland vorübergehend in Großbritannien auf. Dies bot die einmalige Gelegenheit, die Wirkungen einer solchen, für moderne Zeiten ungewöhnlichen Massendurchdringung zweier Kulturformen unmittelbar zu studieren. Einer der Aspekte dieser Studie war ein Vergleich des Paarungsverhaltens in den beiden Kulturen. Dabei ergab es sich, daß sowohl die amerikanischen Soldaten als auch die englischen Mädchen sich gegenseitig des Mangels an sexuellem Taktgefühl und Zurückhaltung bezichtigten. Dies schien zunächst sehr merkwürdig, denn wie konnten *beide* Seiten *dasselbe* von der anderen behaupten? Nähere Untersuchungen brachten ein typisches Interpunktionsproblem ans Licht: Das kulturspezifische Paarungsverhalten, vom ursprünglichen Kennenlernen bis zum Geschlechtsverkehr, durchläuft sowohl in England als auch in

den USA ungefähr dieselben 30 Verhaltensstufen; die *Reihenfolge* dieser Verhaltensweisen ist aber in den beiden Kulturen verschieden. Während in den USA zum Beispiel Küssen relativ früh (etwa auf Stufe 5) kommt und recht harmlos ist, gilt es in England für sehr erotisch und nimmt daher einen viel späteren Platz im Verhaltensablauf (etwa Stufe 25) ein. Wenn also der Amerikaner annahm, es sei Zeit für einen unschuldigen Kuß, war dieser Kuß für die Engländerin durchaus kein unschuldiges, sondern ein sehr unverschämtes Benehmen, das für sie keineswegs in dieses Frühstadium der Beziehung paßte. Sie fühlte sich daher nicht nur in undeutlicher Weise (diese kulturell bedingten Verhaltensregeln sind natürlich fast völlig außerbewußt) um einen großen Teil des »richtigen« Paarungsverhaltens betrogen, sondern hatte sich zu entscheiden, ob sie die Beziehung an diesem Punkte abbrechen oder sich ihrem Freunde sexuell hingeben sollte. In diesem letzteren Falle war die Reihe nun am amerikanischen Soldaten, das Verhalten seiner Freundin auf Grund *seiner* außerbewußten Verhaltensregeln als nicht in das Frühstadium der Beziehung passend und daher schamlos zu finden. Wenn wir nun den typischen Fehler begehen, das Verhalten des Mädchens in künstlicher Isolierung zu beurteilen, so wird es uns nicht schwerfallen, eine Art psychiatrischer Diagnose zu stellen: Bricht sie die Beziehung nach dem ersten Kuß überstürzt ab und ergreift die Flucht, so könnte dies hysterisch genannt werden; beginnt sie dagegen, sich auszuziehen, so scheint dies nymphomatisch. Es kann kaum ausdrücklich genug betont werden, daß es sich hier und in allen ähnlichen Fällen um Konflikte handelt, die nicht auf einen der beiden Partner reduziert werden können und dürfen, sondern die ausschließlich im Wesen der *Beziehung* liegen. Es ist typisch für solche Probleme, daß die Partner sie meist nicht von sich aus lösen können, da ihnen die zwischenpersönliche Natur des Konflikts verborgen bleibt und sie daher in einem Zustand der Desinformation leben.* Bereits Wittgenstein bemerkte: »Was wir nicht denken können, das können wir nicht denken; wir können also nicht sagen, was wir nicht denken können« [187]. Und Laing definiert diese Form der Desinformation wie folgt: »Wenn ich nicht weiß, daß ich nicht weiß, glaube ich zu wissen. Wenn ich nicht weiß, daß ich weiß, glaube ich nicht zu wissen« [83].

* Dieses Beispiel ist gleichzeitig auch die Illustration eines typischen »Übersetzungsfehlers« und hätte daher auch in Teil I dieses Buches gepaßt.

nun einmal dazu, nach einer Ordnung im Ablauf der Geschehnisse zu suchen, und sobald wir eine solche Ordnung (Interpunktion) in sie hineingelesen haben, wird diese Weltanschauung durch selektive Aufmerksamkeit selbstbestätigend. Im Grunde handelt es sich hierbei um denselben Mechanismus, auf dem auch Wirklichkeitsverzerrungen psychotischen Ausmaßes beruhen: Wenn sich einmal eine grundlegende Prämisse ausgebildet und gefestigt hat, ergibt sich der Rest der blühenden Wahnvorstellung fast zwanglos aus anscheinend durchaus logischen Schlußfolgerungen von dieser einen absurden Prämisse.*

Diese Überlegungen bringen uns als nächstes zu den weitreichenden Kommunikationsphänomenen, auf denen sich Gerüchte und Massenpsychosen aufbauen. Auch über diesen Aspekt der menschlichen Kommunikation ist die Literatur heute praktisch unübersehbar, und ich muß mich deshalb für meine Zwecke darauf beschränken, nur zwei Ereignisse neueren Datums zu erwähnen.

Die zerkratzten Windschutzscheiben

Gegen Ende der fünfziger Jahre brach in der Stadt Seattle eine merkwürdige Epidemie aus: Immer mehr Autobesitzer mußten feststellen, daß ihre Windschutzscheiben von kleinen pocken- oder kraterähnlichen Kratzern übersät waren. Das Phänomen nahm so rasch überhand, daß Präsident Eisenhower auf Wunsch Rosollinis, des Gouverneurs des Staates Washington, eine Gruppe von Sachverständigen des Bundeseichamtes zur Aufklärung des Rätsels nach Seattle entsandte. Laut Jackson, der den Verlauf der Untersuchung später zusammenfaßte, fand diese Kommission sehr bald, daß unter den Einwohnern der Stadt

zwei Theorien über die Windschutzscheiben im Umlauf waren. Auf Grund der einen, der sogenannten »Fallout«-Theorie, hatten kürzlich abgehaltene russische

* Nicht weniger beunruhigend ist die Tatsache, daß diese Prämissen buchstäblich ansteckend sein können. Wer zum ersten Mal vom Problem mit den Verkehrsampeln hört, mag diese Geschichte sehr komisch finden, zu seiner nicht geringen Bestürzung bei seiner nächsten Autofahrt aber bemerken, daß er nun selbst den Ampeln diese absurde, selektive Aufmerksamkeit zu schenken beginnt.

Atomtests die Atmosphäre verseucht, und der dadurch erzeugte radioaktive Niederschlag hatte sich in Seattles feuchtem Klima in einen glasätzenden Tau verwandelt. Die »Asphalttheoretiker« dagegen waren überzeugt, daß die langen Strecken frischasphaltierter Autobahnen, die Gouverneur Rosollinis ehrgeiziges Straßenbauprogramm hervorgebracht hatte, wiederum unter dem Einfluß der sehr feuchten Atmosphäre Seattles, Säuretröpfchen gegen die bisher unversehrten Windschutzscheiben spritzten.

Statt diese beiden Theorien zu untersuchen, konzentrierten sich die Männer des Eichamts auf einen viel greifbareren Sachverhalt und fanden, daß in ganz Seattle keinerlei Zunahme an zerkratzten Autoscheiben festzustellen war. [75]

In Wahrheit war es vielmehr zu einem Massenphänomen gekommen: Als sich die Berichte über pockennarbige Windschutzscheiben häuften, untersuchten immer mehr Autofahrer ihre Wagen. Die meisten taten dies, indem sie sich von außen über die Scheiben beugten und sie auf kürzeste Entfernung prüften, statt wie bisher von innen und unter dem normalen Winkel durch die Scheiben *durchzusehen*. In diesem ungewöhnlichen Blickwinkel hoben sich die Kratzer klar ab, die normalerweise und auf jeden Fall bei einem im Gebrauch stehenden Wagen vorhanden sind. Was sich also in Seattle ergeben hatte, war keine Epidemie beschädigter, sondern *angestarrter* Windschutzscheiben. Diese einfache Erklärung aber war so ernüchternd, daß die ganze Episode den typischen Verlauf vieler aufsehenerregender Berichte nahm, die die Massenmedien zuerst als Sensation auftischen, deren unsensationelle Erklärung aber totgeschwiegen wird, was so zur Verewigung eines Zustands der Desinformation führt.

Der Fall lehrt uns, daß sich eine völlig alltägliche, unbedeutende Tatsache (so unbedeutend, daß ihr vorher niemand Aufmerksamkeit schenkte) mit affektgeladenen Themen verquicken kann und daß von diesem Augenblick an eine Entwicklung ihren Lauf nimmt, die keiner weiteren Beweise bedarf, sondern rein aus sich heraus, selbstbestätigend und selbstverstärkend, immer weitere Personenkreise in ihren Bann schlägt.

Das Gerücht von Orléans

Im Mai 1969 durchlebte Frankreich eine Periode politischer Unsicherheit, deren Ursache de Gaulles Niederlage in einem politisch entscheidenden (nebenbei bemerkt, faktisch nebensächlichen) Referendum

und sein Rückzug aus dem öffentlichen Leben nach Colombey-les-Deux-Eglises war. Für den 1. Juni waren Neuwahlen ausgeschrieben. In diesen Tagen politischer Spannung begann in Orléans ein aufsehenerregendes Gerücht zu zirkulieren, das seinen Ausgang in den Mädchengymnasien nahm, bald aber die ganze Stadt ergriff: Damenmodengeschäfte und Boutiquen in dieser modernen, wenn auch provinziellen Stadt von 100 000 Einwohnern waren in Mädchenhandel verwickelt. Kundinnen dieser Geschäfte wurden in den Ankleideräumen* überwältigt und betäubt, in Kellern bis zum Einbruch der Nacht gefangengehalten, dann durch unterirdische Gänge ans Ufer der Loire gebracht und von dort auf einem Unterseeboot** nach Übersee entführt und einem Schicksal »schlimmer als dem Tod« überantwortet. Bereits am 20. Mai kursierten zusätzliche, detaillierte Informationen. Demnach vermißte man bereits 28 junge Frauen; ein Schuhgeschäft verwendete zur Betäubung der Opfer in Schuhen versteckte Injektionsvorrichtungen, da die in den Modeboutiquen verwendeten Injektionsspritzen in einem Schuhladen begreiflicherweise nicht angewandt werden konnten, und so manches mehr.

Die Kaufleute selbst wußten anscheinend nichts von diesem Gerücht, bis sich am 31. Mai, dem Vortag der Wahlen, feindselige Menschengruppen in den Geschäftsstraßen zusammenzurotten begannen. In den vorangegangenen Tagen hatten sie aber merkwürdige Anrufe erhalten – in einem Falle erkundigte sich jemand nach der Adresse eines Bordells in Tanger, in einem anderen bestellte der unbekannte Anrufer »frisches Fleisch«.

Als das Gerücht sich ausbreitete und immer spezifischer wurde, kamen zwei bemerkenswerte Einzelheiten ans Licht: Erstens verkauften die betreffenden Modeläden die neuen Miniröcke und standen damit für die provinzielle Mentalität im Zwielficht einer besonderen Erotik; zweitens nahm das Gerücht einen ausgesprochen antisemi-

* »Man findet die Idee des Ankleideraums als einer Falle, als eines Vorzimmers von Geheimnis und Gefahr, auf dem niedrigsten Niveau der Massenkultur; die Welt der Schundliteratur und der Massenjournalismus liefern Beispiele dafür.« [siehe 110].

** Wie Morin [111] berichtet, versicherte Lévy, der Präsident der jüdischen Kultusgemeinde von Orléans, daß er selbst das Unterseebootgerücht als Witz in Umlauf gebracht hatte, daß es ihm aber schon am nächsten Tage als toderne Tatsache hinterbracht wurde.

tischen Charakter an. Das uralte Thema des Ritualmords tauchte auf und begann die Runde zu machen. Am 30. Mai hatte die Besorgnis der jüdischen Gemeinde über die Entwicklung der Dinge einen Grad erreicht, der sie veranlaßte, die Behörden um Schutzvorkehrungen zu ersuchen. Der Polizei war die bedrohliche Entwicklung natürlich bereits bekannt, doch hatte sie sich bis zu diesem Zeitpunkt mit der Sachlage nur von einem rein faktischen, sicherheitspolizeilichen Standpunkt befaßt und keinerlei konkrete Anhaltspunkte gefunden. So stand zum Beispiel fest, daß nicht eine einzige Frau, geschweige denn 28 in Orléans vermißt wurden. In dieser Beschränkung auf die reinen Tatsachen übersahen die Behörden aber, daß das Problem im *Bestehen* des Gerüchts und nicht in seinem Wahrheitsgehalt lag. Es handelte sich hier vielmehr um eine jener typisch menschlichen Situationen, in denen »Wahrheit Glaubenssache ist« [146]. Die Gefahr eines Pogroms war unleugbar.

Am nächsten Tage jedoch brachte das Wahlergebnis eine erste Entspannung mit sich, und sehr bald gewann die Vernunft die Oberhand. Man ging dem Gerücht nach und fand es unbegründet. Die Lokalpresse, Privatpersonen und öffentliche Vereinigungen verurteilten diesen plötzlichen Ausbruch von Antisemitismus auf das schärfste, und das Gerücht erlosch fast noch rascher, als es aufgeflammt war. Es wäre vermutlich vollkommen in Vergessenheit geraten, wäre der Ablauf der Ereignisse nicht sorgfältig von einem Soziologenteam unter der Leitung Edgar Morins rekonstruiert worden, dessen Buch [109] die hier erwähnten Einzelheiten entnommen sind.

Dieses Beispiel geht in seiner Bedeutung weit über die vorher erwähnten hinaus. In ihnen hatte die grundlegende Annahme wenigstens noch eine wenn auch recht fragwürdige Beziehung zu gewissen Tatsachen. Verkehrsampeln schalten nun einmal gelegentlich auf Rot um, wenn wir daherkommen, und Windschutzscheiben haben ganz sicherlich viele kleine Kratzer. Das Gerücht von Orléans aber beweist einmal mehr, daß zur Ausbildung einer bestimmten Wirklichkeitsauffassung nicht einmal derartig nebensächliche Tatsachen nötig sind – ein tiefsitzender Aberglaube kann seine eigenen »Wirklichkeitsbeweise« erschaffen, besonders wenn er von vielen Menschen geteilt wird. Und selbst wenn, wie im Falle von Orléans, ein Gerücht sich später als haltlos erweist, findet sich meist ein goldenes Wort oder eine landläufige Weisheit, die es den auf das Gerücht Hereinge-

fallenen gestattet, ihr Gesicht zu wahren.* »Wo Rauch ist, muß auch Feuer sein«, lautet bekanntlich eine solche Perle der Weisheit; aber »...ein frischer Mist tut's auch«, pflegte der Humorist Roda Roda hinzuzufügen.

Ein besonders krasses Beispiel dafür verdient es, wenigstens kurz erwähnt zu werden. Einer der Ladenhüter des Antisemitismus ist ein berüchtigtes Werk mit dem Titel »Die Protokolle der Weisen von Zion«. In diesem Buch entwirft der anonyme Verfasser in allen Einzelheiten den Plan für eine jüdische Weltherrschaft und läßt keine Zweifel darüber, daß dies das Endziel des internationalen Judentums sei. Aus Gründen, die für meine Ausführungen belanglos sind, unternahm die Londoner *Times* eine Untersuchung über die Herkunft des Buchs und veröffentlichte das Ergebnis in ihren Ausgaben vom 16., 17. und 18. August 1921. Es stellte sich heraus, daß die Quelle der *Protokolle* ein unter dem Titel »*Dialogue aux Enfers entre Montesquieu et Machiavel*« (Zwiegespräch in der Hölle zwischen Montesquieu und Machiavelli) veröffentlichtes Buch des französischen Advokaten Maurice Joly war. Wie Joly später in seiner Autobiographie erklärte, war der *Dialogue* ein Versuch, die despotische Herrschaft Napoleons III. in Form eines imaginären Gesprächs anzuprangern, in dem Montesquieu den Liberalismus vertritt, jedoch rasch vor der Brillanz Machiavellis zynischer Verteidigung des Despotismus kapitulieren muß. Mit Hilfe dieser Tarnung, das heißt, durch die Lobpreisung dessen, was er angreifen wollte, hoffte Joly, dem Leser sein wahres Anliegen klarzumachen. Diese Hoffnung erwies sich als nur zu gerechtfertigt, denn auch der französischen Geheimpolizei blieb das wahre Anliegen des Buchs keineswegs verborgen; sie erkannte seinen subversiven Inhalt, beschlagnahmte die nach Frankreich geschmuggelten Exemplare und verhaftete Joly, der zu 15 Monaten Gefängnis verurteilt wurde.

Bis zu diesem Punkt hatte die ganze Angelegenheit nichts mit den Juden zu tun. Das Buch hätte vielmehr als Quelle der Inspiration für einen jungen Hitler dienen können. Es vertritt die Ansicht, ein moderner Herrscher sollte lediglich den Schein der Legalität wahren, sich seine Entscheidungen von einer ihm blind ergebenen Volksversammlung

* Tatsächlich erwähnten einige junge Orléanais dem Morin-Team gegenüber: »Wenn eine ganze Stadt dasselbe sagt, dann muß etwas daran sein.« [113]

lung legalisieren lassen, gegen jede innere Opposition mit der Geheimpolizei vorgehen, und die eventuellen Gewissensbisse seiner Untertanen durch glänzende militärische Siege über äußere Feinde beschwichtigen, deren Ziel angeblich die Vernichtung des Vaterlandes ist.

Der nie identifizierte Verfasser der *Protokolle* machte sich all dies zueigen und stellte es als das weltumfassende Programm einer mächtigen, geheimen Körperschaft, eben der Weisen von Zion, dar. Hierzu bemerkt der britische Historiker Cohn in seinem Buch über die *Protokolle*:

Alles in allem beruhen 160 Stellen der *Protokolle*, das heißt, zwei Fünftel des gesamten Texts, offensichtlich auf Passagen in Jolys Buch; in neun Kapiteln ist mehr als die Hälfte gestohlen, in anderen drei Viertel, und in einem (Protokoll VII) fast der ganze Text. Mit weniger als einem Dutzend Ausnahmen ist außerdem die Reihenfolge der gestohlenen Textstellen dieselbe wie bei Joly, ganz als hätte der Plagiator Seite um Seite mechanisch vom *Dialogue* unmittelbar in seine »*Protokolle*« übertragen. Selbst die Reihenfolge der Kapitel ist weitgehend dieselbe – den 24 Kapiteln der *Protokolle* entsprechen die 25 Kapitel des *Dialogue*. Nur gegen Ende, nämlich dort, wo die Prophezeiung des messianischen Zeitalters in den Vordergrund tritt, erlaubte sich der Plagiator wirkliche Unabhängigkeit vom Original. [34]

Seit ihrer Veröffentlichung haben die *Protokolle* nicht aufgehört, ein wichtiges Beweismittel des Antisemitismus zu sein. Aber viele der Versuche, ihren betrügerischen Ursprung ein für allemal bloßzulegen, führten anscheinend dazu, daß diejenigen, die an ihre Echtheit glaubten, in diesen Bemühungen nur einen weiteren Beweis für ihre Echtheit sahen – denn wären sie wirklich reine Erfindung, warum würden die Weisen von Zion dann solche Anstrengungen unternehmen, ihre Authentizität in Frage zu stellen? Wir haben es hier also mit einem geradezu klassischen Beispiel einer sich selbst bestätigenden Prämisse zu tun, das heißt einer Annahme, die sowohl durch Beweis wie durch Gegenbeweis bestärkt wird. Dies ist auch die Art und Weise, in der der Paranoide die Beziehungen zu seinen Mitmenschen interpunktiert: Er »weiß«, daß sie Böses gegen ihn vorhaben, und wenn sie daher versuchen, ihn von ihren freundlichen Absichten zu überzeugen, so »beweist« ihm das, daß sie Übles im Schilde führen – denn warum würden sie sonst so hartnäckig versuchen, ihn von ihrer Freundlichkeit zu überzeugen?

Auf seinem Höhepunkt führte das Gerücht von Orléans zu grundsätz-

lich demselben Zirkelschluß. Als zum Beispiel die Polizei bekanntgab, daß an der ganzen Affäre weder Hand noch Fuß war und nicht ein einziges Mädchen vermißt wurde, »bewies« dies, daß die Polizei selbst in die Entführungen mitverwickelt sein mußte. »Es wurde behauptet«, erklärte der Leiter der Kriminalerhebungsabteilung später einem Reporter der *Aurore*, »daß ich mir auf diese Weise zehn Millionen Francs verdient hatte. Je übertriebener und extravaganter eine Geschichte ist, desto eher scheinen die Leute sie zu glauben« [114].

Die beiden Schlußfolgerungen, die sich aus dem Bavelasexperiment (Seite 61 ff.) ziehen lassen, haben also volle Gültigkeit auch für praktische Lebenssituationen. Erstens führt hier wie dort das Bekanntwerden von Tatsachen, die der mühevoll zusammengebastelten Erklärung widersprechen, nicht zu ihrer Korrektur, sondern zu weiterer Verfeinerung. Zweitens scheinen diese Pseudoerklärungen um so überzeugender, je abstruser und objektiv unwahrscheinlicher sie sind. Oder, wie man in Österreich zu fragen pflegt, warum einfach, wenn's kompliziert auch geht?

In einem Kontext von Desinformation nimmt diese primäre Prämisse, diese ein für allemal gefaßte (und oft rein zufällig zustande gekommene) Meinung, eine zwingende und zentrale Bedeutung an, und, gleichgültig wie absurd sie ist, folgen alle weiteren Schlußfolgerungen oft mit streng logischer Konsequenz. Trotz dieser Einsicht aber ist die Idee, daß sich »Wirklichkeiten« sozusagen aus den Fingern saugen lassen, den meisten von uns nur schwer annehmbar. Wir neigen viel eher dazu, das Wirken einer Art »metaphysischen Versuchsleiters« hinter dem Lauf der Dinge zu vermuten oder – wenn uns psychologische Hypothesen mehr überzeugen als transzendente – ein Gesetz der menschlichen Seele. Doch bereits Schopenhauer sagte im Hinblick auf die Teleologie, das heißt der Annahme einer der Natur innewohnenden Zweckmäßigkeit und Zielgerichtetheit, daß sie

erst vom Verstande in die Natur gebracht wird, der demnach ein Wunder anstaunt, das er erst selbst geschaffen hat. Es geht ihm (wenn ich eine so hohe Sache durch ein triviales Gleichnis erläutern darf) so, wie wenn er darüber erstaunt, daß alle Multiplikationsprodukte der 9 durch Addition ihrer einzelnen Ziffern wieder 9 geben oder eine Zahl, deren Ziffern addiert 9 betragen; obschon er selbst im Dezimalsystem das Wunder sich vorbereitet hat. [160]

Es ist also recht wahrscheinlich, daß die Wirklichkeit und die ihr zugrunde liegende Ordnung herzlich wenig mit Metaphysik oder Psycho-

logie zu tun hat.* Es mag vielmehr notwendig sein, unsere grandiosen Annahmen zurückzustecken und uns mit einer viel einfacheren Wirklichkeitsauffassung zu bescheiden, nämlich einer, die das Produkt zweier grundlegender Prinzipien ist: Zufall und Notwendigkeit. Mit dieser Auffassung wären wir in sehr respektabler, wenn auch nicht allgemein respektierter Gesellschaft. Die Interaktion von Zufall und Notwendigkeit wird heute von einer Reihe von Biologen als der Ausgangspunkt des Lebens betrachtet, vor allem von Nobelpreisträger Jacques Monod, dessen nachstehende Definition *mutatis mutandis* voll auf mein Thema anwendbar ist:

Der Weg der Evolution wird den Lebewesen, diesen äußerst konservativen Systemen, durch elementare Ereignisse mikroskopischer Art eröffnet, die zufällig und ohne jede Beziehung zu den Auswirkungen sind, die sie in der teleonomischen Funktionsweise auslösen können.

Ist der einzelne und als solcher unvorhersehbare Vorfall aber einmal in die DNS-Struktur eingetragen, dann wird er mechanisch getreu verdoppelt und übersetzt; er wird zugleich vervielfältigt und auf Millionen oder Milliarden Exemplare übertragen. Der Herrschaft des bloßen Zufalls entzogen, tritt er unter die Herrschaft der Notwendigkeit, der unerschütterlichen Gewißheit. [. . .]

So mancher ausgezeichnete Geist scheint auch heute noch nicht akzeptieren oder auch nur begreifen zu können, daß allein die Selektion aus störenden Geräuschen das ganze Konzert der belebten Natur hervorgebracht haben könnte. Die Selektion arbeitet nämlich an den Produkten des Zufalls, da sie sich aus keiner anderen Quelle speisen kann. Ihr Wirkungsfeld ist ein Bereich strenger Erfordernisse, aus dem jeder Zufall verbannt ist. Ihre meist aufsteigende Richtung, ihre sukzessiven Eroberungen und die geordnete Entfaltung, die sie widerzuspiegeln scheint, hat die Selektion jenen Erfordernissen und nicht dem Zufall abgewonnen. [103]

Experimentell erzeugte Desinformation

Zustände von Desinformation können künstlich herbeigeführt werden und ermöglichen das Studium typischer Verhaltensweisen in solchen Zwangslagen und Konflikten. Das auf Seite 18 erwähnte Ehepaar war an die Situation »Flitterwochen« mit zwei sehr widersprüchlichen Ideen über den Sinn und Zweck dieses gemeinsamen Erlebnisses herangegangen und hatte es daher semantisch ganz verschieden

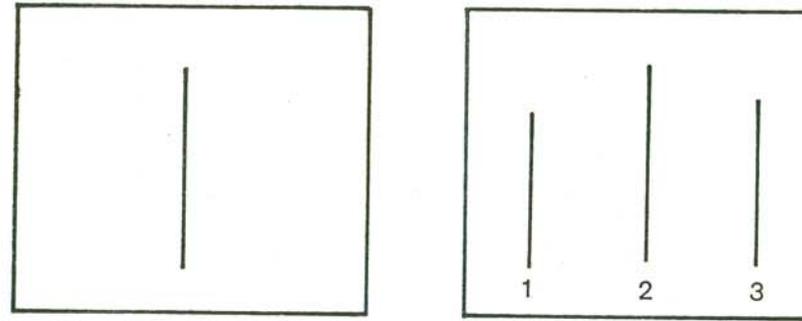
* Die Wahrheit, sagte Saint-Exupéry einmal, wird nicht von uns entdeckt, sondern erschaffen.

interpunktiert. Daraus ergab sich ein Konflikt, der in gegenseitige Anwürfe mündete.

Im Rahmen eines vor Jahren im Mental Research Institute durchgeführten derartigen Experiments fragten wir den Gründer und ersten Direktor unseres Instituts, den Psychiater Don D. Jackson, der ein international bekannter Fachmann auf dem Gebiet der Psychotherapie der Schizophrenien war, ob er es uns erlauben würde, ihn bei einem Erstinterview mit einem paranoiden Patienten zu filmen, dessen Wahnvorstellung hauptsächlich darin bestand, ein klinischer Psychologe zu sein. Dr. Jackson war einverstanden, und unser nächster Schritt war, einen klinischen Psychologen, der sich ebenfalls mit der Psychotherapie von Psychosen befaßte, zu fragen, ob er willens sei, sich in einem Erstinterview mit einem paranoiden Patienten filmen zu lassen, der glaubte, ein Psychiater zu sein. Auch er sagte zu. Wir brachten die beiden dann in einer Art Supertherapiesitzung zusammen, in der beide Doktoren prompt darangingen, die »Wahnvorstellung« des anderen zu behandeln. Für die Zwecke unseres Experiments hätte die Situation kaum perfekter sein können: Dank ihres Zustands von Desinformation verhielten sich beide zwar individuell durchaus richtig und »wirklichkeitsangepaßt« – bloß daß eben dieses richtige und wirklichkeitsangepaßte Verhalten in der Sicht des anderen ein Beweis von Geistesstörung war. Oder anders ausgedrückt: Je normaler sich beide verhielten, desto verrückter schienen sie in den Augen des Partners. – (Leider ging der Versuch nach wenigen Minuten schief, da sich der Psychologe plötzlich daran erinnerte, daß es in Palo Alto tatsächlich einen Psychiater namens Jackson gab, und er verwendete daher die günstige Gelegenheit, seine beruflichen Probleme gratis mit einem wirklichen Fachmann zu erörtern; was Dr. Jackson wiederum in der Annahme bestärkte, daß es sich um einen zwar voll remittierten Patienten, aber eben doch einen Patienten handeln mußte.)

Die Macht der Gruppe

Viel erfolgreicher als unser Versuch waren die berühmten Experimente des Psychologen Asch, der Gruppen von sieben bis neun Studenten Sätze von jeweils zwei Tafeln zeigte. Auf jeder Tafel Nr. 1 war



Tafel Nr. 1

Tafel Nr. 2

Abbildung 5

immer eine einzige vertikale Linie, auf den Tafeln Nr. 2 waren jeweils drei senkrechte Linien verschiedener Länge (siehe Abbildung 5 oben). Asch erklärte seinen Versuchspersonen, daß es sich um ein Experiment in visueller Diskrimination handele und daß es ihre Aufgabe sei, diejenige Linie auf Tafel Nr. 2 zu identifizieren, die ebenso lang wie die eine Linie auf Tafel Nr. 1 sei. Asch beschreibt den typischen Verlauf des Versuchs wie folgt:

Das Experiment beginnt ganz normal. Die Versuchspersonen geben ihre Antworten in der Reihenfolge der ihnen zugewiesenen Plätze, und in der ersten Runde geben alle dieselbe Linie an. Ein zweites Tafelpaar wird exponiert, und wiederum ist die Antwort der Gruppe einstimmig. Die Teilnehmer scheinen sich mit der Aussicht auf weitere langweilige Experimente abgefunden zu haben. Beim dritten Versuch kommt es zu einer unerwarteten Störung. Ein Teilnehmer wählt eine Linie, die im Widerspruch zur Wahl der anderen Versuchspersonen steht. Er scheint erstaunt, ja sogar ungläubig über diese Meinungsverschiedenheit. Beim nächsten Durchgang ist er wiederum anderer Meinung, während die Wahl der anderen einstimmig bleibt. Der Dissident ist immer bestürzter und unschlüssiger, da sich die Meinungsverschiedenheit auch in den folgenden Versuchen fortsetzt; er zögert, bevor er seine Antwort gibt, spricht mit leiser Stimme oder zwingt sich zu einem peinlichen Lächeln. [9]

Was er nämlich nicht weiß, ist, daß Asch alle übrigen Studenten vor dem Experiment sorgfältig instruierte, von einem bestimmten Punkt an einstimmig dieselbe *falsche* Antwort zu geben. Er ist somit die einzige wirkliche Versuchsperson und befindet sich in einer höchst ungewöhnlichen und beunruhigenden Lage: Entweder muß er der nonchalant und einstimmig abgegebenen Meinung der anderen widersprechen und ihnen daher in seiner Wirklichkeitsauffassung merk-

würdig gestört vorkommen, oder er muß der Evidenz seiner eigenen Wahrnehmungen mißtrauen. Wie unglaublich es auch scheinen mag, verfielen 36,8 % der Versuchspersonen dieser zweiten Alternative und unterwarfen sich dem ihnen selbst so offensichtlich falschen Urteil der Gruppe. [11]

Asch führte dann gewisse Modifikationen in den Verlauf des Versuchs ein und konnte nachweisen, daß das Ausmaß der Opposition, das heißt die Zahl der Personen, die den Antworten der Versuchsperson widersprechen, von ausschlaggebender Bedeutung ist. Wenn es sich nur um ein Mitglied der Gruppe handelte, war die Wirkung fast Null, und die Versuchsperson hatte kaum Schwierigkeiten, ihre unabhängige Urteilsfähigkeit zu bewahren. Sobald die Opposition auf zwei Personen erhöht wurde, stieg die Unterwerfung der Versuchsperson unter die falschen Antworten auf 13,6 % an. Bei drei Opponenten erreichte die Fehlerkurve der Versuchsperson 31,8 % und flachte dann ab, um schließlich das obengenannte Höchstmaß von 36,8 % zu erreichen.

Umgekehrt erwies sich die Gegenwart eines Partners, der dieselbe (richtige) Meinung vertrat, als wirksame Hilfe gegen den Druck der Gruppenmeinung und für die Aufrechterhaltung der eigenen Urteilsfähigkeit. Unter diesen Umständen sanken die unrichtigen Antworten der Versuchsperson auf ein Viertel des obenerwähnten Wertes.

Es ist bekanntlich sehr schwierig, sich die Wirkung eines Erlebnisses vorzustellen, das man selbst noch nie gehabt hat und für das einem daher jede Vergleichsmöglichkeit fehlt – wie etwa ein Erdbeben. Darin liegt auch die Wirkung des Asch-Experiments. Die Versuchspersonen, die nach dem Experiment alle über seine wahre Natur aufgeklärt wurden, berichteten über Gefühlsreaktionen, die die ganze Skala von mäßiger Angst bis zu ausgesprochenen Depersonalisationserlebnissen umfaßten. Selbst jene, die sich nicht der Gruppenmeinung unterwarfen, taten dies fast ohne Ausnahme mit nagenden Zweifeln darüber, ob sie nicht doch vielleicht Unrecht hatten. Eine typische Bemerkung während des Versuchs war: »Ich glaube, recht zu haben, aber mein Verstand sagt mir, daß ich nicht recht haben kann, denn ich kann nicht glauben, daß so viele andere sich irren können und ich allein recht habe« – eine offensichtliche Parallele zum Gerücht von Orléans. Im seltsamen Mikrokosmos des Versuchs verfielen andere Versuchspersonen auf typische Annahmen, mit denen wir

alle in wirklichen Lebenssituationen einen Zustand der Desinformation, der das Vertrauen in unsere Wirklichkeitsauffassung bedroht, wegzurationalisieren pflegen. So verschoben manche Versuchspersonen ihre Angst auf die Möglichkeit einer körperlichen Ursache (»Ich befürchtete, daß etwas mit meinen Augen nicht in Ordnung war.«) oder vermuteten besondere Umstände (etwa eine optische Täuschung), während andere schließlich mit einem Übermaß an Mißtrauen reagierte und zum Beispiel annahm, daß die nach Abschluß des Versuchs gegebene Erklärung selbst Teil des Experiments und daher ihr nicht zu trauen war. Ein Student faßte das Erlebnis der meisten erfolgreichen Versuchspersonen wie folgt zusammen: »Ich habe etwas dergartiges noch nie erlebt – das werde ich mein Leben lang nicht vergessen!« [10] – Wie wichtig wäre es, eine Methode zu finden, um einer Höchstzahl von jungen Leuten diese lebenslange Immunisierung gegen alle Formen von Propaganda und Gehirnwäsche zu geben.

Die vielleicht beunruhigendste Schlußfolgerung, die aus dem Versuch gezogen werden muß, ist das offensichtlich tiefsitzende Bedürfnis, in Harmonie zur Gruppe zu stehen, und zwar fast so, wie der Großinquisitor diese Sehnsucht beschreibt. Die Bereitschaft, sich unterzuordnen, die individuelle Urteilsfreiheit und die damit verbundene Verantwortlichkeit für das Linsengericht der konfliktbefreienden Kollektivität zu verschachern, ist jene menschliche Schwäche, die Demagogen und Diktatoren zur Macht bringt.

Darüber hinaus gibt es zwei weitere Schlußfolgerungen, die meines Wissens von Asch nicht gezogen wurden. Erstens gleicht der durch das Experiment erzeugte Zustand von Desinformation in praktisch allen wesentlichen Punkten dem eines sogenannten Schizophrenen im Rahmen seiner Familie – außer daß es einem offensichtlich noch schwerer fällt, die Rolle einer dissidenten Minderheit im Kreise seiner engsten Verwandten zu spielen als in einer Gruppe von Studenten, zu denen man keine näheren Bindungen hat. Fast unweigerlich besteht in diesen Familien der Mythos, daß sie keinerlei Probleme haben und niemand über etwas unglücklich ist, außer über die bedauerlichen Tatsache, daß einer von ihnen geisteskrank ist. Doch schon ein kurzes Gespräch mit der ganzen Familie kann krasse Ungereimtheiten in der Wirklichkeitsauffassung der Familie als ganzes (und nicht nur einzelner Angehöriger) ans Licht bringen; ganz ähnlich, wie im Asch-Experiment (allerdings bewußt und absichtlich) die

Gruppe und nicht die eigentliche Versuchsperson im Unrecht ist. Der Patient, nicht selten das sensibelste und klarsehendste Familienmitglied, lebt auf diese Weise in einer Welt, deren Verschrobenheit ihm dauernd als normal hingestellt wird. Es wäre für ihn eine fast übermenschliche Leistung, diesem Druck erfolgreich zu widerstehen und den Familienmythus bloßzulegen. Und selbst wenn ihm das gelänge, würden seine Angehörigen darin nicht nur einen weiteren Beweis seiner Verrücktheit sehen, sondern er würde damit auch riskieren, von ihnen verworfen zu werden und die einzige Sicherheit zu verlieren, die er im Leben zu haben glaubt. Wie die Versuchsperson im Asch-Experiment ist auch er im Dilemma gefangen, entweder diese Verwerfung auf sich zu nehmen oder den Glauben an die Verlässlichkeit seiner Sinneswahrnehmungen zu opfern – und noch viel wahrscheinlicher als die Versuchsperson wird er die zweite Alternative wählen und »geistesgestört« bleiben.

Die zweite Schlußfolgerung ist die: Wenn man, wie bereits bei der Besprechung interkultureller Probleme (Seiten 17 und 47 f.) erwähnt, der *zwischenpersönlichen* Natur des Experiments keine Aufmerksamkeit schenkte und das Benehmen der Versuchsperson in künstlicher Isolierung beobachtete, so würde es nicht schwerfallen, eine psychiatrische Diagnose für ihre Nervosität, ihre »unbegründete« Angst und krasse Wahrnehmungsstörung zu stellen. Und der Leser glaube nicht, daß diese Überlegungen intellektuelle Spielerei seien. Das Außerachtlassen des *zwischenpersönlichen* Kontextes, in dem sich ein sogenannter psychiatrischer Zustand manifestiert, ist vielmehr die Grundlage vieler psychiatrischer Diagnosen, die aus der Perspektive des medizinischen Krankheitsmodells, das heißt der Annahme einer Organstörung (des Gehirns oder der Seele), gemacht werden. In dieser monadischen Sicht wird Geistesgestörtheit oder Böswilligkeit zu Eigenschaften *eines* Individuums, das der Behandlung bedarf, und die Behandlung wird damit zu einer Wirklichkeitsverzerrung *sui generis*.*

* Die Literatur über dieses Thema ist bereits unübersehbar. Als Einführung können die in den Hinweisen 13, 40, 80, 84 und 174 genannten Werke dienen.

Herrn Slossenn Boschens Lied

Lange vor Asch hatte sich der englische Humorist Jerome K. Jerome eine ähnliche zwischenpersönliche Situation ausgedacht, in der nicht nur eine Person, sondern auch die Gruppe Opfer eines absichtlich hergestellten Desinformationszustands sind. In seinem Buch »*Drei Mann in einem Boot (vom Hunde ganz zu schweigen)*« beschreibt er, wie zwei Studenten, Gäste einer größeren Abendgesellschaft, einen deutschen Professor namens Slossenn Boschen dazu überreden, ein besonders komisches Lied zu singen. Vor seiner Ankunft haben sie den anderen Gästen bereits erklärt, daß es mit diesem Lied eine ganz eigene Bewandnis hat:

Sie sagten, es sei so zum Lachen, daß, als Herr Slossenn Boschen es einmal vor dem deutschen Kaiser sang, er (der deutsche Kaiser) ins Bett getragen werden mußte. Sie sagten, niemand könne es so wie Herr Slossenn Boschen singen; er bliebe die ganze Zeit so todernst, daß man glauben würde, er rezitiere eine Tragödie, und das mache die Sache natürlich noch viel lustiger. Sie sagten, daß er auch nicht ein einziges Mal durch seinen Ton oder sein Gebaren erkennen ließ, daß er etwas Lustiges sang – denn das würde den Spaß verderben. Es sei sein ernstes, fast pathetisches Gehabe, das das Ganze so unwiderstehlich amüsant mache.

Herr Slossenn Boschen kommt, setzt sich ans Klavier, und die beiden jungen Leute stellen sich unauffällig hinter seinem Rücken auf. Er beginnt zu singen, und die Ereignisse nehmen ihren Lauf:

Ich verstehe kein Deutsch. [...] Trotzdem wollte ich aber nicht, daß die anderen Gäste meine Ignoranz bemerkten; und so kam mir eine Idee, die mir recht gut schien. Ich hielt die beiden jungen Studenten im Auge und folgte ihnen. Wenn sie kicherten, kicherte ich auch; wenn sie vor Lachen brüllten, brüllte ich auch; und hier und da warf ich von selbst ein kleines Kichern ein, als hätte ich etwas Humorvolles entdeckt, das den andern entgangen war. Dies hielt ich für besonders geschickt.

Im Verlauf des Lieds bemerkte ich, daß andere Leute, genau wie ich, die beiden jungen Männer im Auge zu halten schienen. Diese anderen Leute kicherten ebenfalls, wenn die jungen Männer kicherten, und brüllten vor Lachen, wenn die jungen Männer brüllten; und da die beiden jungen Männer fast während des ganzen Liedes kicherten und brüllten und sich fast totlachten, ging alles bestens.

Doch der Professor scheint unzufrieden zu sein. Zuerst gibt er sich über das Gelächter überrascht, dann beginnt er, wütend um sich zu blicken, und in der letzten Strophe überbietet er sich selbst mit einem Ausdruck solchen Ingrimms, daß die Zuhörer sehr nervös geworden wären, hätten die beiden Studenten sie nicht vorher darauf vorberei-